

3 Verwahrer und Vermittler – die Sprache der protestantischen Theologie im ausgehenden Kaiserreich

Als Zeitenwende in der Geschichte der protestantischen theologischen Wissenschaft wird gemeinhin der Erste Weltkrieg betrachtet, der durch die von ihm ausgelösten historischen, politischen und sozialen Erschütterungen einer neuen Generation von Theologen mit völlig neuen theoretischen Denkansätzen das Feld bereitet hat und die Epoche der sogenannten „kulturprotestantischen“ Theologie der wilhelminischen Epoche abrupt beendete. Hermann Fischer weist in seinem Überblickswerk über die protestantische Theologie im 20. Jahrhundert darauf hin, dass die durch den Ersten Weltkrieg eingeleitete Zeitenwende mit einem natürlichen Generationswechsel einhergeht, da viele der prägenden protestantischen Theologen des ausgehenden 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts Anfang der 20er Jahre sterben, darunter Wilhelm Herrmann, Ernst Troeltsch, Karl Holl und zahlreiche weitere. Gleichzeitig beginnen maßgebliche protestantische Denker, die in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts geboren wurden, ihre wissenschaftliche Karriere, so Karl Barth, Paul Tillich, Emanuel Hirsch, Paul Althaus, Friedrich Gogarten, um nur einige zu nennen (Fischer 2002: 9–10). Ein weiterer äußerlicher Grund für den einschneidenden Wandel ist die Tatsache, dass durch den radikalen politischen Wandel von 1918/1919 und die Neuordnung der kirchlichen Rechtsordnung eine fundamentale Neuorientierung unausweichlich wurde, denn „[...] die politische Gesinnung der Kirche und Theologie, aufgrund der engen Bindung an die Obrigkeit bisher kaiser- bzw. königstreu, [stieß] nach 1918 ins Leere [...]“ (Fischer 2002: 12). Insofern erscheint es sinnvoll, eine Auseinandersetzung mit der protestantisch-theologischen Fachsprache des 20. Jahrhunderts mit einem Einblick in die Fachsprachentradition der Theologengeneration zu beginnen, auf der die Forschungstätigkeit der maßgeblichen Strömungen des 20. Jahrhunderts einerseits fußt und von der sie sich andererseits weitgehend mehr oder weniger radikal abzugrenzen bestrebt ist.

An zentraler Stelle steht in diesem Kontext der Leipziger Kirchenhistoriker Adolf von Harnack, an dessen Hauptwerk linguistische Merkmale herausgestellt werden können, die über seinen Individualstil hinaus paradigmatischen Charakter für den protestantisch-theologischen Fachsprachenstil der ausgehenden Kaiserzeit haben. Ergänzt und untermauert werden die Resultate durch weitere Analysen einschlägiger Werke der ebenfalls renommierten und in der Fachdiskussion wirkmächtigen Harnack-Zeitgenossen Adolf Schlatter, Wilhelm Herrmann und Gustav Adolf Deissmann. Auf diese Weise kann die fachsprach-

liche Ausgangslage für die teils radikalen Umwälzungen der protestantisch-theologischen Lehre und ihrer Sprache im 20. Jahrhundert erfasst werden, um in den nachfolgenden Kapiteln vergleichend deren entscheidende Wandlungen herausarbeiten zu können.

3.1 „Wie selbstverständlich strömt alles bei ihm hervor – so bricht der Quell aus den Tiefen der Erde, klar und ungehemmt“ – Kulturprotestantische Fließbandarbeit

Als Hauptrepräsentant der staatstragenden und gesellschaftlich etablierten ‚Mainstream‘-Theologie des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts galt der Kirchenhistoriker und Systematiker Adolf von Harnack (1851–1930), der als Professor für Kirchengeschichte an den Universitäten Leipzig, Gießen und Marburg sowie von 1888 bis 1924 an der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin lehrte und zahlreiche einflussreiche Werke zur systematischen Theologie veröffentlichte. Harnacks repräsentative Rolle im wilhelminischen Kaiserreich der Jahrhundertwende und der Vorkriegszeit spiegelt sich in Etikettierungen wider wie „der exemplarische Kulturprotestant seiner Zeit“, „Forscher und Manager im Großbetrieb der Wissenschaften“, „wissenschaftlicher Großorganisator“, „Papst der Wissenschaften und öffentliche Institution“ (Wenz 2001: 7–8, 11–12), „eine[r] der einflussreichsten Wissenschaftsorganisatoren und Gelehrtenpolitiker des Deutschen Reiches“ (Nowak 1996: 46). Polemisch wurde Harnack vom Basler Theologen Franz Overbeck als der „„derzeitige Hohepriester“ der seit geraumer Zeit herrschenden modernen Theologie“ geschmäht (1903: 216). Overbeck verurteilte Harnacks wissenschaftliche Publikationen als „wissenschaftsindustrielle Massenware“ und als „oberflächliche Eilanfertigung, die statt den gediegenen Handwerker den Fließbandarbeiter verraten“ (zitiert nach Wenz 2001: 104). Angesichts derartig kontroverser Bewertungen, die jedoch gleichzeitig auch Harnacks Bedeutung im theologischen Diskurs seiner Zeit erkennen lassen, lohnt es, einen Blick auf Besonderheiten der Harnackschen Fachsprache zu werfen. Exemplarisch für diese werden Harnacks aus der Mitschrift einer Vorlesungsreihe entstandenes und 1900 veröffentlichtes Buch *Das Wesen des Christentums* sowie einige kleinere Schriften betrachtet. *Das Wesen des Christentums* ist Harnacks bekanntestes und einflussreichstes Werk, das aber auch heftig umstritten war.

Bei der sprachlichen Analyse des *Wesens des Christentums* (Harnack 1950 [1900]) fällt zunächst der Vorlesungscharakter des Textes deutlich ins Auge: An zahlreichen Stellen finden sich Formulierungen wie:

- 1) Im Rahmen einer Vorlesung von wenigen Stunden kann freilich nur das Wichtigste hervorgehoben werden. (10)¹
- 2) Diese Behauptung mag Ihnen paradox erscheinen. (10)
- 3) Zum Schluß lassen Sie mich noch einen wichtigen Punkt kurz berühren. (11)
- 4) Wir werden in dem Folgenden so verfahren, daß ... Dann werden wir versuchen [...]. (31)
- 5) Am Schlusse der letzten Vorlesung habe ich auf die Seligpreisungen verwiesen [...]. (45)
- 6) Ich habe am Schluß der letzten Vorlesung auf das Problem hingewiesen [...]. (56)
- 7) [...] hat uns in der letzten Vorlesung beschäftigt. (68)
- 8) [...] werden wir in der nächsten Vorlesung in Kürze darstellen. (79)
- 9) Wir haben bisher festgestellt [...]. (135)

Harnack setzt am Beginn einer neuen Vorlesung regelmäßig anaphorische Formeln ein, mit denen an den Schluss der vorausgegangenen Vorlesung angeknüpft wird, bisher Gesagtes zusammengefasst wird und damit die zeitliche Unterbrechung zwischen einer Vorlesung und der nächsten überbrückt wird (5, 6, 7, 9). Gelegentlich verweisen auch kataphorische Elemente auf die folgenden Vorlesungen (4, 8) oder der Abschluss einer Vorlesung wird explizit angekündigt (3). Darüber hinaus enthält der Text Redeformen, die die orale Textgestalt der Vorlesungsreihe erkennen lassen, darunter Hinweise auf den begrenzten zeitlichen Rahmen der Vorlesung (1) und direkte Anredeformen, mit denen das Publikum unmittelbar in den Gedankengang einbezogen wird (2, 3). Alle diese dem mündlichen Vortrag eigenen textgestalterischen Elemente sind für eine Universitätsvorlesung charakteristisch und sind auch der Textsorte der Vorlesungsmitschrift angemessen. Harnack selbst erläutert im Vorwort zur ersten Auflage von 1900:

Die freien Vorträge hat Herr stud. theol. *Walter Becker* stenographisch aufgezeichnet und mich mit der Umschrift überrascht [...] Sein Fleiß hat es mir ermöglicht, die Vorlesungen in ihrer ursprünglichen Gestalt zu veröffentlichen. Einige Ausnahmen abgerechnet, habe ich nur korrigiert, wo der Stil der gedruckten Rede es verlangte. [...] Das kühne Unternehmen aber, in wenigen Stunden das Evangelium und seinen Gang durch die Geschichte zu behandeln, konnte ich wie vor mir selbst so vor den Lesern nur rechtfertigen, wenn der Darstellung der Charakter akademischer Vorlesungen gewahrt blieb. (Harnack 1950 [1900]: XVII)

Harnack rechtfertigt die sprachliche und textuelle Gestalt der Publikation mit der Absicht, den Text möglichst unverändert unter Wahrung des Vorlesungscharakters abzudrucken, da nur die Erkennbarkeit dieser ursprünglichen Texttypologie

¹ Die Seitenangaben in Klammern am Ende der Beispiele (1)–(68) beziehen sich auf Harnack 1950 [1900].

offenbar Ungenauigkeiten, Oberflächlichkeiten, insgesamt unwissenschaftliche Elemente entschuldigen könnten. Diese Selbsteinschränkung des wissenschaftlichen Anspruches ist an sich für einen Fachtext überraschend, umso erstaunlicher erscheint aber Harnacks Beharren auf der gewählten Textform in weiteren Vorworten zur 2. Auflage von 1903, (45.000–50.000), zur 3. Auflage von 1908 (56.000–60.000) und schließlich zur 4. Auflage von 1925 (70.000), obwohl der Text im Laufe der Jahre zu einem von Harnacks bekanntesten und auch umstrittensten Werken avancierte, das bereits 1903 in zahlreiche Fremdsprachen übersetzt worden war und 1925 nach Harnacks eigener Aussage in über 100.000 Exemplaren weltweit verbreitet war. Dabei rechtfertigt Harnack wiederholt die Aufrechterhaltung des Vorlesungscharakters seiner Schrift, denn „die Mißverständnisse, denen jede lebendige Darstellung ausgesetzt ist, sind, wie mich die Kritiken belehrt haben, nicht solche, die mich zu Korrekturen des Textes zwingen mußten“ (1950, Vorrede zur 2. Auflage 1903: XVIII), „denn es handelt sich nicht um ein Lehrbuch, sondern um Vorlesungen, die einen bestimmten zeitgeschichtlichen Hintergrund haben und von ihm nicht getrennt werden können“ (1950, Vorrede zur 3. Auflage 1908: XX), denn „die gehaltenen [Vorlesungen] zu ändern käme einer geschichtlichen Fälschung gleich; denn sie sind an den geistigen Zustand der Zeit gebunden, in der sie erschienen sind“ (Harnack 1950 [1900], Vorrede zur 4. Auflage 1925: XXI). Trotz des enormen Erfolgs des Buches hält der Autor an Form und Inhalt der Vorlesungsreihe weitgehend fest und denkt, wie seine programmatischen Einlassungen in den Vorreden erkennen lassen, offenbar nicht daran, das Werk zu einem an Kriterien wissenschaftlicher Monographien angepassten Text umzuarbeiten, da es ihm zufolge ohne die Bindung an seine akademisch-mündliche Textpräsentation zu einer „Fälschung“ würde, d. h. an seine diachronische und vor allem diamesische Varietätenspezifika gebunden bleiben müsse, um nicht missverständlich, unhistorisch oder unverständlich zu werden (Harnack 1950 [1900]: XVII). Warum dies so ist, wird deutlich, wenn man den Text der Vorlesungen eingehend sprachlich betrachtet und sich vergegenwärtigt, was die genuinen pragmatischen Merkmale einer akademischen Vorlesung ausmachen und aus welchen Gründen diese in einem schriftlichen Text zumindest in Teilen beizubehalten einem wissenschaftlichen Autor wichtig sein könnte: Eine akademische Universitätsvorlesung diene und dient im Allgemeinen der Einführung in ein Thema oder der überblicksartigen Darstellung von Basiswissen; häufig ist sie auch ein Forum, in dem ein Wissenschaftler neue Forschungserkenntnisse erstmalig einem breiteren Publikum zugänglich macht und so die Studenten an aktuellsten Forschungsprozessen teilhaben lässt. In jedem Fall ist die Vorlesung eine orale Textsorte, die im Vergleich zur wissenschaftlichen Abhandlung einen stärker appellativen Charakter hat, da die Thematik den Hörern auf unmittelbar eingängige Weise verständlich gemacht werden soll. Trotz der unidirektionalen Kommunikati-

onsform handelt es sich um eine Face-to-Face-Situation, in der der Sprecher das Publikum immer wieder anspricht, um die Aufmerksamkeit zu erhöhen, an schon Gesagtes zu erinnern und insgesamt den wenn auch passiven Zuhörer in den vorgetragenen Gedankengang durch Rückversicherung seiner Anwesenheit und geistigen Präsenz einzubeziehen.

Dennoch ist Harnacks *Wesen des Christentums* in seiner Gesamtgestalt von einem elaborierten wissenschaftlichen Schriftstil geprägt, da das Werk von Harnack selbst immer wieder überarbeitet und über Jahrzehnte zum Druck von Neuauflagen freigegeben wurde, auch wenn er in der Vorrede zur letzten zu Lebzeiten erfolgten Auflage eingesteht, sich gefragt zu haben, „ob ich sie [die Vorlesungen] auch weiter noch ausgehen lassen soll [...], weil das Suchen und Fragen auf diesem Gebiete in verschiedenen Richtungen ein anderes geworden ist“ (Harnack 1950 [1900]: XXI). Dessen ungeachtet betont Harnack in den Vorreden immer wieder, „in dieser Gestalt stehe [er] auch heute noch für alles das ein, was [er] in den Vorlesungen ausgeführt habe“ (Harnack 1950 [1900]: XX), seine „prinzipielle Stellung [habe] sich an keinem Punkt verändert.“ (Harnack 1950 [1900]: XXI). Es ist somit Harnacks konstantes Anliegen gewesen, den Text in schriftlicher Buchform zugänglich zu machen. Insofern kann und muss die Schrift letztlich in jeder Beziehung als schriftsprachlich konzipierte wissenschaftliche Abhandlung gelesen werden, deren auf dem ursprünglichen Vorlesungscharakter der Kapitel beruhende Elemente der mündlichen Kommunikation somit als bewusst eingesetztes Stilmittel zu verstehen sind.

Tatsächlich entspricht diese Auffassung dem sprachlichen Gesamtbild des Textes, der auch in lexikalisch-semantic und syntaktischer Hinsicht einen ausgeprägt didaktisch-anschaulichen Grundcharakter aufweist, mit dem er einerseits an die lehrende Funktion der Universitätsvorlesung anknüpft, sich vom Lehrbuchstil gleichzeitig aber durch rhetorische Redundanz abhebt, andererseits aber durch eine systematische Unterteilung des Buches in Haupt- und Unterkapitel, die die Aufteilung in 16 Vorlesungen durchbricht, und andere textstrukturierende Elemente wie Absatzunterteilung, Absatznummerierungen etc. einen dezidierten Fachbuchcharakter aufweist. Gleichzeitig setzt Harnack zahlreiche rhetorische Stilmittel als didaktisch-einprägsame Kunstgriffe zur appellativen Textgestaltung ein, wie anhand einiger Textstellen gezeigt werden kann: Auffällig ist zunächst eine mit stilistischen Mitteln signalisierte erhöhte Emotionalität: Harnack bedient sich dazu zahlreicher Wortwiederholungen, die noch unmittelbar auf den mündlichen Vortrag der Texte zurückverweisen, wobei das wiederholte Wort gelegentlich durch Fokuspartikel (10) oder parenthetische Einschübe (11) zusätzlich hervorgehoben wird:²

2 Meine Hervorhebungen [J.G.] in den Beispielen (10)–(26) und (31)–(48).

- 10) daß nichts, schlechterdings nichts, von einem Menschen gedacht, gesprochen und getan werden kann. (8)
- 11) heute – ich sage mit Absicht: heute. (11)
- 12) aus jener langen, langen Epoche. (11)
- 13) Aber das Wunderbare, alle diese Wunderberichte! (15)

Daneben finden sich zahlreiche Anaphern, wie am Beispiel der folgenden elliptischen Konditionalsätze, indirekten Fragesätze und Vergleichssätze zu erkennen ist:

- 14) Freilich, wenn der religiöse Individualismus, Gott und die Seele, die Seele und ihr Gott, wenn der Subjektivismus, wenn die volle Selbstverantwortlichkeit des einzelnen, wenn die Loslösung des Religiösen von dem Politischen – wenn das alles nur griechisch ist, dann steht auch Jesus in dem Zusammenhang der griechischen Entwicklung, dann hat auch er griechische Luft geatmet und aus den Quellen der Griechen getrunken. (21)
- 15) Wie nahe lag es, in einer solchen Epoche an allem Irdischen zu verzweifeln [...]. Wie nahe lag es, die irdische Krone [...] nun für unwert zu erklären [...].! (26)
- 16) Wo nur immer irgend etwas aus dem Gebiete dieses Mammons einem Menschen so wertvoll wird, daß er sein Herz daran hängt, daß er vor dem Verluste zittert, daß er nicht mehr bereit ist, es willig preiszugeben, da ist er schon in Banden geschlagen. (51)

Neben Wortwiederholungen und Anaphern ist außerdem eine Vorliebe für Chiasmen merkmalshaft:

- 17) Er selbst [Gott] ist das Reich, und nicht um Engel und Teufel, nicht um Throne und Fürstentümer handelt es sich, sondern um Gott und die Seele, um die Seele und ihren Gott. (34)
- 18) Nun zeige man uns den Menschen, der mit dreißig Jahren so sprechen kann, wenn er heiße Kämpfe hinter sich hat, Seelenkämpfe, in denen er schließlich das verbrannt hat, was er einst angebetet, und das angebetet, was er verbrannt hat! (20)

Weitere der auf rhetorische Wirkung abzielenden gesprochenen Rede entstammende Elemente sind beispielsweise imperativische Verbalformen, Vokativformen und andere direkte Anredeformen, mit denen die Zuhörer unmittelbar angesprochen werden, während die Anrede der Leser in einem schriftlichen Text in dieser Form eher unüblich ist:

- 19) Studieren Sie und lassen Sie sich nicht abschrecken durch diese oder jene Wundergeschichte, die Sie fremd und frostig berührt. Was Ihnen hier unverständlich ist, das schieben Sie ruhig beiseite. Vielleicht müssen Sie es für immer unbeachtet lassen, vielleicht

geht es Ihnen später in einer ungeahnten Bedeutung auf. Noch einmal sei es gesagt: lassen Sie sich nicht abschrecken! (18)

- 20) Drittens, was ist denn *Neues* in dieser ganzen Bewegung gewesen? [...] Was hat also Johannes, was hat Christus selbst Neues gebracht, was nicht schon längst verkündigt worden war? Meine Herren! Die Frage nach dem Neuen in der Religion ist keine Frage, die von solchen gestellt wird, die in ihr leben. (28)
- 21) Für uns, meine Herren, sind das heute schwer zu vereinigende, ja fast unüberbrückbare Gegensätze. (33)
- 22) [...] das ist das Entscheidende –: ich erinnere Sie an das, was wir in Bezug auf die leitenden Gedanken Jesu ausgeführt haben. (50)

Die den gesamten Text durchziehende, mit sprachlichen Mitteln bewirkte emotionale Aufladung im Sprachduktus zeigt sich ferner in gelegentlich dramatisch formulierten rhetorischen Fragen, in emphatischen Ausrufesätzen oder in mit zuweilen kraftvoller Wortwahl operierenden Parenthesen:

- 23) Wir wissen nichts von der Geschichte Jesu in den ersten dreißig Jahren seines Lebens. Ist das nicht eine schreckliche Ungewißheit? (19)
- 24) Wie deutlich erkennt man dagegen aus den Briefen des Apostels Paulus, daß er zu Füßen theologischer Lehrer gegessen! (20)
- 25) Sie hatten aus der Religion ein irdisches Gewerbe gemacht – es gab nichts Abscheulicheres –, er verkündete den lebendigen Gott und den Adel der Seele. (31)
- 26) Wie anders ist dem Gegenüber von Anfang an im Buddhismus die Entwicklung verlaufen! (50)

Schließlich ist Harnacks Sprache durch eine häufig hinsichtlich wissenschaftlicher Objektivität unangemessen erscheinende, eher dem Stil des zeitgenössischen literarischen Kitsches zuzuordnende Wortwahl gekennzeichnet, die sicherlich in Teilen dem generell ornamental-barockisierenden Prosastil des ausgehenden 19. Jahrhunderts geschuldet ist:

- 27) [...] der Erlöser der schmachtenden unteren Klassen (2)
- 28) Es hat etwas Rührendes [...] (2)
- 29) Zentnerschwer fällt diese Einsicht in manchen Stunden heißer Arbeit auf unsere Seele. (12)
- 30) [...] ein Miserabilismus, der sich [...] gleichsam in das Elend hineinwühlt. (27)

Hinzu kommen saloppe Formulierungen, die an bildungssprachliche Ausdrucksweisen anknüpfen, die zur Entstehungszeit der Vorlesungen gängig waren und ebenfalls zu einer Informalisierung des Textes beitragen:

- 31) Alles übrige, was wir unabhängig [...] wissen, läßt sich bequem auf eine Quartseite schreiben, so gering an Umfang ist es. (12)³
- 32) [...] nur die gröbsten, dem gebildeten Geschmack anstößigen Wendungen und Worte hat er [der Autor des dritten Evangeliums, J.G.] mit schonender Hand korrigiert. (14)
- 33) Wer die Evangelien unbefangen liest und nicht Silben sticht [...].⁴ (50)

Der üblichen wissenschaftlichen Selbstbezeichnung mittels des akademischen, objektivierenden *wir* („Wir sind der unerschütterlichen Überzeugung, daß [...]“, Harnack 1950 [1900]: 16) steht hin und wieder ein explizites *ich* gegenüber, das immer wieder durch Ausdrücke ergänzt wird, die die persönliche Subjektivität der Äußerung zusätzlich unterstreichen, wie: „Ich vermag mich dieser Betrachtung nicht anzuschließen“ (Harnack 1950 [1900]: 33).

Es handelt sich insgesamt um einen stilistisch hybriden Text, der zwischen einer Niederschrift mündlicher Vorträge und einer an ein wissenschaftlich vorgebildetes Lesepublikum gerichteten schriftlichen Abhandlung oszilliert. Die direktiven, kommissiven und expressiven Sprechakte, die im Zuge der zahlreichen Neuauflagen im Text belassen wurden, bis hin zur direkten Anrede „Meine Herren!“, lassen keinen Zweifel daran, dass Harnack eine bewusst didaktisierende, explikative Sprache einer rigiden wissenschaftlichen Ausdrucksweise vorzieht. Diese Präferenz für einen nahezu volkstümlichen, zwar nicht populärwissenschaftlichen, doch aber ästhetisierenden und einprägsamen Sprachduktus gegenüber einem ‚trockenen‘ Gelehrtenton ist nicht nur für die theologische Fachsprache der Zeit charakteristisch; es sei etwa darauf verwiesen, dass an den Historiker Theodor Mommsen 1902 oder an den Philosophen Rudolf Eucken 1908 für jeweils nicht-literarische wissenschaftliche Werke der Nobelpreis für Literatur verliehen wurde; man denke ferner an die in erzählerischer Form abgefassten zoologischen Werke Alfred Edmund Brehms. Eine zeittypische Besonderheit in der theologischen Fachsprache scheint ein stark ausgeprägtes narratives, rhetorisches und appellatives Element zu sein, was sicher auch mit ihrer Nähe zu Predigt und Verkündigung in Zusammenhang steht. Redefiguren, die in einem heutigen Fachbuch als unwissenschaftlich inkriminiert würden, sind einerseits, gemessen an Tendenzen der zeitgenössischen Wissenschaftsliteratur, nicht ungewöhnlich, im hier exemplarisch analysierten

3 Entsprechend den im damaligen Preußen standardisierten Buchformaten bezeichnet das Quartformat einen Buchrücken von 35–40 cm, also etwas mehr als eine heutige DIN-A-4-Seite. Vermutlich bezieht sich Harnack auf einen Schreibblock oder ein Schreibheft, wie sie für Vorlesungsmitschriften benutzt wurden.

4 „14) *silben stechen*, tüfteln, haarspalterei treiben (Grimm, Jakob und Wilhelm: Deutsches Wörterbuch, Online-Version: http://woerterbuchnetz.de/cgi-bin/WBNetz/wbgui_py?sigle=DWB&mode=Vernetzung&lemid=GS41873#XGS41873, Art. 14, letzter Zugriff 20.10.2021).

Werk Harnacks andererseits aber abundant. Das zeigen weitere sprachliche Elemente wie ein frequenter Gebrauch von sprachlichen Bildern, Vergleichen und Metaphern. Besonders rekurrent sind Vergleiche und Bilder, die auch in der Gleichnissprache des Neuen Testaments selbst häufig auftreten, wie die Metaphern des Lichtes und des Feuers:

- 34) [...] ein Leben, das, immer aufs Neue entzündet, nun mit eigener Flamme brennt. (7)
- 35) [...] mag sie [die Vorstellung vom nahen Ende, J.G.] neu entfacht werden, oder mag sie als stilles Feuer in der Seele glühen. (26)
- 36) Doch können wir im Voraus die Hoffnung hegen, hier nicht im Dunklen bleiben zu müssen; denn das Evangelium in seinen Grundzügen wirft auch einen hellen Schein auf das Gebiet dieser Frage. (56)

Ein anderer biblischer Metaphernbereich, den Harnack in stetiger Wiederholung für die Verbildlichung seiner Ausführungen nahezu insistierend bemüht, ist die Domäne des Vegetalen, des Samenkorns bzw. des Kerns, der Schale, der Wurzel und der Pflanze (vgl. Mt 3,10; 13,6; 13,38; 15,13; Mk 4,26; 1 Ko 15,38, 2 Ko 9,10; Heb 12,15 etc.):

- 37) Wie wir eine Pflanze nur dann vollständig kennen lernen, wenn wir nicht nur ihre Wurzel und ihren Stamm, sondern auch ihre Rinde, ihre Äste und Blüten betrachten, können wir auch die christliche Religion nur aufgrund einer vollständigen Induktion [...] recht würdigen. (7)
- 38) [...] die größer gestellte Aufgabe [...] hilft uns, [...] Kern und Schale zu unterscheiden. (8)
- 39) [...] hier gebe es weder Kern noch Schale, weder Wachstum noch Absterben, sondern alles sei gleich wertvoll und alles bleibend. (9)
- 40) Es soll uns nicht so gehen wie jenem Kinde, welches nach dem Kerne suchend, einen Wurzelstock so lange entblätterte, bis es nichts mehr in der Hand hatte und einsehen mußte, daß eben die Blätter der Kern selbst waren. (9)
- 41) Seine Worte wurden ihnen [den Jüngern, J.G.] zu „Worten des Lebens“, zu Samenkörnern, die aufgingen und Frucht trugen [...]. (29)
- 42) Man wird an dem, was wir für den Kern der Dinge hielten, noch manche harte und spröde Schale finden. (33)
- 43) Gewiß, die Aufgabe des Historikers ist schwer [...], zwischen Überliefertem und Eigenem, Kern und Schale in der Predigt Jesu vom Reiche Gottes zu scheiden. (34)

Salient sind darüber hinaus Wiederaufnahmen biblischer Topoi durch Metaphern und Vergleiche, die sich aus geologischen und topographischen Begrifflichkeiten speisen, darunter *Quelle*, *Weg*, *Schlucht*, *Abgrund*, wobei entsprechende Prädikate wie *hervorbrechen*, *verschütten*, *erschließen*, *verunreinigen*, *aufhäufen* als

typische Kollokationen die Verbindung zum abstrakten Zielsignifikat der Metapher herstellen:

- 44) Wie selbstverständlich [...] strömt alles bei ihm hervor – so bricht der Quell aus den Tiefen der Erde, klar und ungehemmt. (20)
- 45) Es geht ihm wie einem Wanderer, der seine Genossen blind einem Abgrund zueilen sieht und sie um jeden Preis zurückrufen will. Es ist die höchste Zeit – noch kann er sie warnen [...] aber vielleicht schon in der nächsten Stunde ist alles verloren. (25)
- 46) Die verschütteten Quellen unserer Kraft vermochte er wieder aufzudecken, weil er die Mächte kannte, von denen Hilfe kommt, und weil er selbst von dem lebendigen Wasser getrunken hatte. (27)
- 47) Die reine Quelle des Heiligen war zwar längst erschlossen, aber Sand und Schutt war über sie gehäuft worden und ihr Wasser war verunreinigt. Daß nachträglich Rabbinen und Theologen dieses Wasser destillieren, ändert, selbst wenn es ihnen gelänge, nichts an der Sache. Nun aber brach der Quell frisch hervor und brach sich durch Schutt und Trümmer einen neuen Weg, durch jenen Schutt, den Priester und Theologen aufgehäuft hatten, um den Ernst der Religion zu ersticken [...]. (29)
- 48) Sie sahen ihn [Gott] nur in seinem Gesetze, das sie zu einem Labyrinth von Schluchten, Irrwegen und heimlichen Ausgängen gemacht hatten [...]. (31)

Mit derartigen Redefiguren gelingt es Harnack, eine plastische Anschaulichkeit herzustellen, durch die eine wissenschaftlich-metasprachliche Abstraktheit weitgehend vermieden wird. Mit der Metaphorisierung des Wortes Gottes als kraftpendender Quelle, der Sünde als gefährlichen Abgrundes oder der Verfälschung heiliger Texte durch Priester und Rabbiner als Verunreinigung und Verschüttung eines (heiligen) Quellflusses werden theologische Inhalte auf eine konkrete, bildliche Ebene übertragen und damit für ein laienhaftes Lesepublikum nachvollziehbarer gemacht. Eine ähnliche Funktion haben Wortpaare und -gruppen, in denen synonyme oder bedeutungsverwandte Begriffe aneinandergereiht werden, ohne dass eine essenzielle, wissenschaftlich relevante semantische Erweiterung erkennbar ist:

- 49) Führer und Herr (6)
- 50) eine so und so *bestimmte* und damit begrenzte und beschränkte geistige Anlage besitzen (8)
- 51) Dinge und Verhältnisse (11)
- 52) deutlich und unumstößlich (11)
- 53) aber des Wunderbaren und Unerklärlichen gibt es genug (17)
- 54) vorsichtiger und im Urteil zurückhaltender (17)
- 55) lebte und webte er (20)

- 56) mag er drohen und strafen oder freundlich locken und rufen (20)
- 57) in seinen bunten und wechselnden Farben (23)
- 58) Raffiniertes oder Künstliches (25)
- 59) ein Reich für die Armen, die Zertretenen, die Kraftlosen (26)
- 60) ihre sanften und geduldigen Tugenden (26)
- 61) Es [das Neue, J.G.] war bei ihnen [den Pharisäern, J.G.] beschwert, getrübt, verzerrt, unwirksam gemacht und um seinen Ernst gebracht [...]. (29)
- 62) eine selige und freudenbringende Botschaft (30)
- 63) diese dramatischen Bilder mit ihren harten Farben und Kontrasten (32)
- 64) die Neigung, möglichst zu nivellieren und das Besondere zu verwischen (33)
- 65) gesprochen und gepredigt (34)
- 66) weltflüchtig und asketisch (49)
- 67) seine Zwecke und Absichten (54)
- 68) mit Hartnäckigkeit und Eifer (55)

Das in Harnacks Sprache charakteristische Wiederholungsverfahren, bei dem es sich teils um lexikalisierte Phraseologismen (lebte und webte, 55), teils um regelrechte Synonyme (Zwecke und Absichten, 68), teils um semantische Inklusionen (gesprochen und gepredigt, 65), oft aber auch um sinnverwandte Lemmata (selig und freudenbringend, 62) handelt, dient offensichtlich nicht einer Präzisierung des Gesagten oder einer exakteren Begriffsklärung durch Eingrenzung des semantischen Feldes. Vielmehr scheinen diese Stilmittel der Aussagevariation, die antiken poetischen Stilformen von altorientalischer Dichtung bis hin zur alttestamentlichen, vor allem der Psalmenpoesie entlehnt sind, dem Zweck einer zuhörer- und leserfreundlichen Ausschmückung zu dienen, mit der eine zu rasche und damit anspruchsvollere thematische Progression verhindert wird. Der folgende Textausschnitt illustriert eindringlich die stilprägende Frequenz der Aneinanderreihung weitgehend redundanter Wortvariationen:

In den Kreisen des gedrückten und armen Volkes, in dieser großen Masse von Not und Übel [...] – in diesem Volke hat es [...] Kreise gegeben, die mit Inbrunst und unerschütterlicher Hoffnung an den Zusagen und Tröstungen ihres Gottes hingen, in Demut und Geduld wartend auf den Tag, da ihre Erlösung kommen werde. Oft zu arm, um auch nur die dürtigsten kultischen Segnungen und Vorteile erwerben zu können, gedrückt und gestoßen [...] waren sie aufgeschlossen und empfänglich für Gott. [meine Hervorhebungen, J.G.] (Harnack 1950 [1900]: 55)

Harnacks Text weist eine starke Tendenz zu dualen Wortvariationen auf, die dem Text ein rhythmisch-suggestives Gepräge verleihen. Auf diese Weise wer-

den Einprägsamkeit und Eindringlichkeit verstärkt; die wissenschaftliche Prosa erhält eine gesteigerte Affinität zu literarischer Prosa und kommt damit den Lesegewohnheiten auch nicht fachlich vorgebildeter Leser entgegen.

Schließlich bleibt noch zu erwähnen, dass bei Harnack auch graphische und syntaktische Besonderheiten zu beobachten sind, mit deren Hilfe er Elemente der gesprochenen Rede in die schriftliche Form des Textes überträgt. Dazu gehören vor allem Hervorhebungen durch Sperrsatz und an Zuhörer bzw. Leser gerichtete Fragen, die der Autor zumeist unmittelbar selbst beantwortet:

- 69) Nicht um eine „Lehre“ handelt es sich ja, [...] sondern um ein *Leben*. (7)
- 70) [...] schon in der *Sprache* liegt eine sehr fühlbare Beschränkung. (8)
- 71) [...] die Forderung, sich nicht an Worte zu klammern, *sondern das Wesentliche zu ermitteln*. (8)
- 72) Das Reich Gottes kommt, indem es zu den *einzelnen* kommt, Einzug in ihre *Seele* hält, und sie es ergreifen. Das Reich Gottes ist *Gottesherrschaft*, gewiß – aber es ist die Herrschaft des heiligen Gottes in den einzelnen Herzen, *es ist Gott selbst mit seiner Kraft*. (34)
- 73) Aber Jesus spricht von drei Feinden, und [...] er befiehlt, sie zu *vernichten*. Diese drei Feinde sind der *Mammon*, die *Sorge* und die *Selbstsucht*. (51)
- 74) Wer hat hier bisher den Bereich des Möglichen und Wirklichen sicher abgemessen? Niemand. Wer kann sagen, wie weit die Einwirkungen des Körpers auf die Seele und der Seele auf den Körper reichen? Niemand. (17)
- 75) Wie ist das zu erklären? Die Antwort ist nicht schwierig. (25)
- 76) Was tat er [Fichte, J.G.] ihnen? Nun zunächst, er hielt der Nation einen Spiegel vor [...]. Was tat er dann? Rief er sie einfach zu den Waffen? Aber eben diese Waffen vermochten sie nicht mehr zu führen. (27)
- 77) Woher stammte die Kraft, die unbeugsame Kraft, welche andere bezwang? Dies führt uns auf die letzte der Fragen, die wir aufgeworfen haben. (28)

Die oben aufgelisteten Beispiele zeigen bereits eine Tendenz, die in der theologischen Fachsprache seit der Barth'schen Wende und anschließend in der Fachliteratur der zwanziger, dreißiger und vierziger Jahre eine immer zentralere Funktion zur Erhöhung der suggestiven Wirkung und ideologisch motivierten Ausstaffierung der Texte erreichen wird (Vgl. Kap. 4 und 5): Mit Sperrsatz (hier kursiv wiedergegeben) werden Wörter oder Wortgruppen hervorgehoben und mit rhetorischen Fragen wird die Bedeutsamkeit der unmittelbar anschließend selbst gegebenen Antwort betont. Im Gegensatz zu Barth, der durch Sperrsatz den der natürlichen Satzintonation entsprechenden Lesefluss zu unterbrechen und zu stören sucht, um seinen Sätzen unerwartete Konnotationen und Bedeutungen zu verleihen, sind es bei Harnack noch zumeist substantivische

oder auch verbale Begriffe, die auch bei regelhafter Satzintonation ohnehin den Hauptakzent tragen und durch die graphische Kenntlichmachung lediglich zusätzlich als besonders wesentlich hervorgehoben werden. Stellt man sich den mündlichen Vortrag des Textes im Rahmen der akademischen Vorlesung vor, sieht man geradezu den die stimmliche Verstärkung unterstreichende Geste des erhobenen Zeigefingers oder anderer typische Gesten des Lehrenden vor sich, wenn Begriffe wie *Leben*, das *Wesentliche*, *Seele*, *Gottesherrschaft*, *Mammon*, *Selbstsucht*, *vernichten* etc. besonders eindringlich akzentuiert werden. Ebenso dienen bei Harnack die rhetorischen Fragen mit unmittelbar anschließend selbst gegebenen Antworten in erster Linie der sprachlichen Ausgestaltung von Aussagen, an deren Wahrheit kein Zweifel möglich sein soll, der schrittweisen, deduktiven Hinführung auf eine zu vermittelnde Erkenntnis oder schlichtweg der Einführung eines neuen Gedankenganges. Im Gegensatz dazu verwendet Barth derartige Frage-Antwort-Figuren später vorwiegend zur Zurückweisung von durch Fragen insinuierten Leserantworten oder generell zur apodiktischen Widerlegung eventueller, zu erwartender Gegenargumente (s. Kap. 4).

Harnack präsentiert sich somit ganz als Unterweiser eines gebildeten, nicht unbedingt fachkompetenten Lesepublikums. Seine Sprache ist maßgeblich geprägt durch Redeformen der aus der mündlichen Vorlesungsrede übernommenen behutsamen und niemanden überfordern wollenden Belehrung. Gleichzeitig ist Harnacks Sprache ein Charakterzug eigen, der auf das Bewahren von als allgemeingültig, konsensfähig und grundlegend angesehenen Wissens- und Glaubensinhalten ausgerichtet ist: Immer wieder wird auf Erfahrungen und bereits vorhandene religiöse Grundsätze verwiesen, auf das „Wertvolle und Bleibende“, das der Historiker festzuhalten habe (Harnack 1951: 8). Diese Grundzüge durchziehen ebenfalls andere Werke Harnacks, darunter Aufsätze und Predigten. Immer wieder wird der Leser ohne akademische Überheblichkeit, andererseits aber auch mit einer gewissen paternalistischen Herablassung an grundsätzliche Themen herangeführt, wie im Aufsatz *Die Bedeutung der theologischen Fakultäten* von 1919:

Die Bibel allein, deren Teile sich über einen Zeitraum von tausend Jahren erstrecken (was bedeutet der Koran neben der Bibel?), ist durch die Art der Überlieferung – schon die Textkritik der Bibel ist das mannigfaltigste und schwerste Problem, das der rezensierenden Philologie gestellt ist –, durch die ganz verschiedene religiöse und kulturelle Höhenlage ihrer Teile, durch die Verbindung der babylonischen, ägyptischen, persischen, hellenistischen usw. Religions-, Geistes- und Staatsgeschichte und schließlich durch Jesu Christus und seine Apostel ein Objekt, das [...] eine Fakultät, wohl beschäftigen kann [...].

(Harnack 1951: 122)

In einen einzigen Satz, der übrigens auch mit registerspezifischen Elementen der gesprochenen Rede (Selbstunterbrechung, rhetorische Frage, Parenthese)

versehen ist, wird eine enorme Fülle von aus fachtheologischer Sicht eigentlich selbstverständlichen Informationen gedrängt, offenbar um dem laienhaften Leser das zum weiteren Verständnis mangelnde Sachwissen zur Verfügung zu stellen. In einem anderen Aufsatz (*Martin Luther in seiner Bedeutung für die Geschichte der Wissenschaft und der Bildung*, 1883) fasst Harnack, hier in einem fast poetisch-pathetischen Ton, Eigenschaften Luthers zusammen, wobei auch hier das rhetorische, sprachlich brillierende Element unübersehbar ist:

Ist er [Luther] zu schneidig für unsere Milde, zu bewegt für unseren Gleichmut, zu überzeugt für unsere Zurückhaltung, zu altertümlich für uns Moderne? Wie war er wirklich, der wundersame Mann, der gewaltig wie ein Heros und einfältig wie ein Kind gewesen ist? ohne Klugheit ein Weiser, ohne Politik ein Staatsmann, ohne Kunst ein Künstler, inmitten der Welt ein weltfreier Mann, in kräftiger Sinnlichkeit und doch rein, rechthaberisch ungerecht und doch stets von der Sache getragen, der Autoritäten spottend und an die Autorität gebunden, die Vernunft verlästernd und befreiend! [meine Hervorhebungen, J.G.] (Harnack 1951: 44)

Dieses Zitat mit seinen Anaphern, Gegensatzpaaren, Oxymora, Parallelismen, seiner Frage- und Antwortstruktur und seinem wortreichen Pathos illustriert ein weiteres Mal in hoher Konzentration die für Harnacks Fachsprachenstil charakteristischen Merkmale. Die Fachsprache Harnacks ist nicht nur durch seine zentrale Bedeutung im theologischen Diskurs des ausgehenden Kaiserreichs, sondern auch aufgrund der Tatsache, dass er von Karl Barth und den Nachkriegstheologen als Hauptrepräsentant der kulturprotestantischen Bürgerreligiosität wahrgenommen und aufs Schärfste bekämpft wurde, paradigmatisch für die epochenspezifische protestantisch-theologische Fachsprache insgesamt, die er maßgeblich prägte.

3.2 „In den müden Gehirnen begabter Dilettanten“ – Wider das Dogmatisieren, Modernisieren, Stilisieren

Die bürgerlich-kulturprotestantische Theologie des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts gipfelt in der für Barth inakzeptablen Unterzeichnung des *Aufrufs an die Kulturwelt* bzw. des *Manifests der 93* von 1914, einer Apologetik der deutschen Kriegs- und Militärpolitik (vgl. Ungern-Sternberg und Ungern-Sternberg 2013). Als Unterzeichner des *Manifests der 93* treten neben Harnack eine Reihe ebenfalls prominenter protestantischer Theologen in Erscheinung, darunter Wilhelm Herrmann, Systematischer Theologe an der Universität Marburg (1846–1922), Gustav Adolf Deissmann, Neutestamentler an den Universitäten Heidelberg und Berlin (1866–1937), und Adolf Schlatter, Neutestamentler und Systematiker an den Universitäten Bern, Greifswald, Berlin und Tübingen (1852–1938).

Um die epochentypische Repräsentativität der Fachsprache Adolf von Harnacks anhand einiger weiterer herausragender Vertreter der zeitgenössischen protestantischen Theologie zu verifizieren, soll die Sprache dieser drei heute weniger rezipierten, aber zur Zeit ihres universitären Wirkens äußerst prominenten Fachgelehrten einer kursorischen Analyse unterzogen werden.

Bei Adolf Schlatter findet sich ein noch über Harnacks didaktische Textgestaltung hinausgehender belehrend-schulmäßiger Impetus, der für die Fachliteratur der Zeit charakteristisch erscheint. Noch in Schlatters *Geschichte der ersten Christenheit* von 1927 schlägt sich diese pädagogisch-popularisierende Schreibhaltung in der Sprache nieder. An die Stelle des bei Harnack gegebenenfalls als wissenschaftliches *wir* verwendeten Pluralpronomens tritt bei Schlatter wiederholt ein inklusives *wir* oder *uns*⁵:

- 1) Wir haben daher das Neue Testament noch nicht gelesen, wenn wir den Blick nur auf die einzelnen Apostel richten, die dort zu uns reden. Es zeigt uns das Entstehen der Gemeinde und dadurch macht es uns Geschichte sichtbar. [...] Darf uns die Klage stören, daß die Ergebnisse, die die historische Bearbeitung des ersten christlichen Jahrhunderts schafft, dürftig bleiben? [...] Wehren der geringe Umfang der uns erhaltenen Zeugnisse und die Dürftigkeit unserer eigenen religiösen Geschichte jedem eiteln Ton, der von einer restlosen Enthüllung des damals Geschehenen zu träumen wagt, so dürfen wir doch nicht um deswillen, was unserem Blick entzogen ist, das gering schätzen, was uns erkennbar ist. (1–3)⁶
- 2) Wir dürfen aber beim Ziel des Jakobus nicht allein an die Missionsarbeit denken; [...] (68)
- 3) Schwerlich stellen wir uns die Ereignisse richtig vor, wenn wir den Gegnern des Paulus nur einen schwächlichen Anschluß an Jesus und ärmliche Vorstellungen über ihn zuschreiben. (153)

Insgesamt befließt sich Schlatter, ähnlich wie Harnack, einer klaren, transparenten, wenig komplexen Sprache, die dem theologischen Laien kaum Verständnisschwierigkeiten bereitet haben dürfte. Eine einfache, auch Wiederholungen nicht meidende Wortwahl, eine generell durch klare transphrastische Verbindungen hergestellte Thema-Rhema-Gliederung und eine weitgehende Metaphernarmut verleihen Schlatters Sprache einerseits einen nüchternen, sachlichen Grundzug; andererseits ist ihr aber gerade durch ihre Schlichtheit mit Harnacks Sprache eine unprätentiöse Plastizität und Zugänglichkeit gemeinsam. Dazu tragen die ähnlich

⁵ Meine Hervorhebungen [J.G.] in den Beispielen (1)–(8).

⁶ Die Seitenangaben in Klammern am Ende der Beispiele (1)–(8) beziehen sich auf Schlatter 1927.

wie bei Harnack häufig eingeschobenen rhetorischen Fragen bei, die dann generell mit griffigen, definitionsartigen Formulierungen unmittelbar beantwortet werden:

- 4) Was war damals die Taufe? [...] Sie war ein Akt der Reue, durch den der zur Taufe Tretende über sein Verhalten das Urteil sprach. (30)
- 5) Woher kam die Taufe? [...] Am Anfang der ganzen Bewegung, die zur Wirksamkeit Jesu und zu der seiner Boten führte, stand ja die Taufe. (31–32)
- 6) Warum blieb er Jesus fern? Weil er überzeugter Pharisäer war. (115)
- 7) Was ist der Besitz der Christenheit? Der Glaube an Jesus, der Glaube allein, und damit sind alle ihre Beziehungen zur Welt und zu den Menschen geordnet. [...] Was ist das Gesetz? Es ist vergangen und durch das ersetzt, was der Christus schuf. Was ist der Apostel? Nicht der Träger einer eigenen religiösen Macht, sondern er ist deshalb Apostel, weil der Christus in ihm ist, und dieser ist in allen Glaubenden. Was sind die natürlichen Anliegen neben der Verbundenheit mit dem Christus? Die Gemeinde hat nur eine Pflicht, im Christus zu sein [...]. (222)
- 8) Dachte Paulus damals nicht an den Unwillen, den er damals bei jenen „Freien“ und „Starken“ wachrief, die nichts anderes ertragen wollten als das, was ihnen glich? [...] Sicherlich sah Paulus damals mit hellem Blick nach beiden Seiten und vergaß seine frei Gewordenen nicht. (247).

Die nicht nur für Schlatter charakteristische Frage- und Antwortrhetorik verweist ein weiteres Mal auf den didaktisch-laienfreundlichen Charakter dieser Art von Fachsprache. Wissenschaftliche Fachliteratur hat hier noch nicht das hermetische, abstrakt verklausulierende Gepräge, das ihr im Laufe der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts häufig zu eigen wird. Hauptintention des Autors scheint es eher zu sein, eine auch an größeren Leserkreisen orientierte Verständlichkeit zu erzeugen, deren primäres Ziel es ist, den angehenden Theologen und Pastoren Glaubensinhalte und theologische Lehrinhalte in möglichst begreiflicher Weise zugänglich zu machen. Theologische Fachsprache fungiert hier vorrangig als Kommunikationsmittel an der Schnittstelle der Vermittlung von Expertenwissen und der Belehrung interessierter und wissbegieriger Laien, als die die Studenten betrachtet werden, weniger als Instrument der wissenschaftlichen diskursiven Auseinandersetzung mit Fachkollegen, dient also in ihrer Hauptfunktion der praktischen Berufsausbildung. Was in der fünfgliedrigen Fächeraufteilung der Universitätstheologie heute fast ausschließlich Aufgabe der Praktischen Theologie ist, die Lehre der Vermittlung von in verständliche Sprache gekleideten dogmatischen und philologisch-historischen Glaubensinhalten und Wissensbeständen, dehnt sich damals auch auf die anderen Teilfächer aus, wie hier im Fall Schlatters auf die Neutestamentliche Wissenschaft.

Neutestamentler war auch Gustav Adolf Deissmann, der sich in seinen Hauptwerken dem Quellenstudium als Grundlage der Neutestamentlichen Wis-

senschaft und der Entwicklung des Christentums im hellenistisch-antiken Umfeld widmete; als Hauptwerke gelten seine Monographien *Licht vom Osten* (1908) und *Paulus* (1911). Auch Deissmanns Fachstil erscheint aus heutiger Sicht nahezu unwissenschaftlich, womit hier eine häufig fast Alltagssprachliche Wortwahl gemeint ist, die offenbar auch bei Deissmann im Dienst einer größtmöglichen Leserfreundlichkeit und leichten Erschließbarkeit steht.

Symptomatisch für Deissmanns Sprache ist ein Passus im Einleitungskapitel zum *Paulus*-Buch („Die Aufgabe und die Quellen“), in dem die Zielsetzung des Textes umrissen wird:

Zwar auch Paulus gilt heute Vielen als eine düstere Größe. Aber die Dunkelheit rührt zum guten Teile von den schlechten Lampen unserer Arbeitsräume her, und die modernen Verurteilungen des Apostels als des Finsterlings, der das einfache Evangelium des Nazareners verdorben habe durch harte und schwere Dogmen, sind der Niederschlag der doktrinären Paulusforschung, zumeist in den müden Gehirnen begabter Dilettanten.

Stellen wir jedoch den Mann von Tarsus in das Sonnenlicht seiner anatolischen Heimat und in die klare Luft der antiken Mittelmeerwelt, zu den einfachen Menschen seiner sozialen Schicht, so wird, was wie ein Heft verblaßter und verwischter Bleistiftskizzen unsere Augen schmerzte, mit einem Male plastisch, in Licht und Schatten lebendig wie ein gewaltiges Relief aus alter Zeit. [Meine Hervorhebungen, J.G.] (Deissmann 1925: 2)

„Düstere Größe“, „Dunkelheit“, „Finsterling“ sind Termini, die in einem wissenschaftlichen Text heute als Fremdkörper inkriminiert würden, die jedoch in der Epoche ihrer Niederschrift offenbar unbedenklich waren. Darüber hinaus ist die nahezu überbordende metaphorische Schreibweise des Autors bestenfalls in einem populärwissenschaftlichen Kontext angemessen, wenn er etwa unzureichende wissenschaftliche Akribie mit „den schlechten Lampen unserer Arbeitsräume“ umschreibt oder den historischen Paulus im „Sonnenlicht seiner anatolischen Heimat“ als „gewaltiges Relief aus alter Zeit“ betrachtet wissen will und nicht als „verblasste und verwischte Bleistiftskizze“. Gegen akademische Gegner als „müde Gehirne begabter Dilettanten“ zu polemisieren, passt insofern in den Kontext, als auch hier sprachlich mit scharf konturierter Anschaulichkeit gearbeitet wird. Deissmanns bildhafte Sprache verdankt sich sicherlich einerseits der Tradition des brillanten protestantischen Predigttons, der durch einen bemerkenswerten rhetorischen Aufwand an kraftvollen Bildern und Vergleichen mitzureißen bestrebt ist, andererseits der schon beobachteten Tendenz, auch wissenschaftliche Inhalte möglichst anschaulich und nachvollziehbar darzustellen. Deissmann bedient sich dabei einer Vielzahl teils phantasievoller, teils ausdrucksstarker Stilfiguren, die von Vergleichen über Metaphern bis hin zu anaphorischen, kataphorischen, asyndetischen und hyperbolischen Redemitteln reicht. Als Beispiel für die für Deissmanns Sprachduktus typischen asyndetischen Attributierungen sei folgende Aussage über Paulus zitiert:

Das ist recht eigentlich die Aufgabe der modernen Paulusforschung, von dem papierenen Paulus unserer abendländischen Studierstuben, von dem germanisierten, dogmatisierten, modernisierten, stilisierten Paulus zu dem historischen Paulus zu kommen, durch das Labyrinth des „Paulinismus“ unserer Neutestamentlichen Theologien zum Paulus der antiken Wirklichkeit sich zurückzutasten. [Meine Hervorhebungen, J.G.] (Deissmann 1925: 2)

Die Aufzählung von in diesem Fall sechs Adjektivattributen und einem Genitivattribut in einem einzigen Satz hat zusammen mit der durch die Verben mit Fremdsuffix hervorgerufenen Assonanz einen insistierenden, rhythmischen Effekt; dabei ist auffällig, dass die abzulehnenden, weil zu abstrakten Attribuierungen ausschließlich mit dem lateinischen Fremdsuffix versehene Verben sowie „papiere“ mit dem ebenfalls Verachtung signalisierenden langen „ie“ sind, während die positiven Zuschreibungen durch das auf dem warmen „o“ betonten „historisch“ und das die entlegene Antike mit dem Begriff der fassbaren „Wirklichkeit“ verbindende Genitivattribut repräsentiert werden. Unter Anwendung dieser Technik der Wort- oder Syntagmenreihungen beschreibt Deissmann an anderer Stelle die Sprache des Paulus im Hinblick auf ihre Pragmatik, d. h. auf ihre jeweils situationsgebundene Funktion, eingehend:

Lediglich Ersatz des mündlichen Verkehrs sind die Briefe, und es ist, wie schon angedeutet, von hoher Wichtigkeit für ihr Verständnis, daß man sie sich gesprochen (diktiert) denkt und die Modulation dieser lebendigen nichtpapierenen Worte wiederherzustellen sucht, daß man also herausfindet, wo Paulus scherzt, wo er grollt, wo er, zum Entsetzen seiner späteren attizistischen Ausleger, in Anakoluthen stockt, oder wo prophetisches Pathos die Zeilen beflügelt. Paulus will trösten, ermahnen, strafen, stärken; er verteidigt sich gegen seine Gegner, erledigt Zweifelsfragen, spricht von seinen Erlebnissen und Absichten, fügt Grüße und Grußbestellungen hinzu, dies alles meist ohne ängstliche Disposition, ungezwungen vom einen zum anderen übergehend [...]. [Meine Hervorhebungen, J.G.] (Deissmann 1925: 10–11)

Deissmanns Analyse der paulinischen Sprache zeichnet sich durch eine erstaunlich differenzierte Beschreibung der gesprochen sprachlichen oder nächstsprachlichen Merkmale der Paulusbriefe und eine ausführliche Nennung der in diesen enthaltenen Sprechakte aus: Er differenziert durchaus modern zwischen den diamesischen Varietäten als solchen und der eigentlichen Typologie der Sprache, wenn er die Paulusbriefe als verschriftlichte orale Varietät klassifiziert, indem er von „Modulation“ spricht und Merkmale der gesprochenen Sprache wie gegen die Sprachnorm verstoßende Elemente (Anakoluthe) nennt, sowie Eigenschaften wie Spontaneität und Ungeplantheit („ohne ängstliche Disposition“, „ungezwungen“), Sprunghaftigkeit und die Tendenz zum assoziativen Argumentieren („vom einen zum anderen übergehend“, „überspringend“). Interessant ist aus pragmalinguistischer Sicht ferner Deissmanns reichhaltige Aufzählung von Sprechhandlungen, darunter die expressiven Sprechakte „scherzen“, „grollen“, Direktiva wie „trösten“, „ermahnen“, „strafen“, „stärken“, „Zweifel ausräumen“, „Grüße bestellen“, Asser-

tiva wie „berichten“ oder Kommissiva wie „Absichten äußern“. Die linguistisch anspruchsvolle Beschreibung der paulinischen Sprache stellt Deissmanns sensibles und explizit durchdachtes Sprachbewusstsein eindrucksvoll unter Beweis. Dies schlägt sich deutlich auch in seiner eigenen fachsprachlichen Argumentationsweise nieder. So agiert er ähnlich dem von ihm beschriebenen Sprachvirtuosen Paulus mit Mitteln der aus der gesprochenen Sprache entlehnten Unmittelbarkeit und einem vielfältigen Repertoire von ebenfalls eher dem oralen Diskurs zuzuordnenden Sprechakten. Außerdem wiederholt er Sprechhandlungen, die in wissenschaftlichen Fachtexten unüblich sind, wie etwa direktive Sprechakte, die den Leser zu hypothetischen Handlungen auffordern. Im Gegensatz zu Harnack, der sich direkt an die Adressaten seiner Vorlesungen und Schriften richtet, erfolgt die appellative Ansprache an die Leser hier mittels des Imperativs der dritten Person und des unpersönlichen Pronomens „man“, wie es etwa in Kochrezepten und anderen Handlungsanweisungen üblich ist, oder auch durch das inklusive „wir“:

- 9) Man messe einmal die Kilometerzahl nach, die Paulus zu Wasser und zu Lande zurückgelegt hat und versuche selbst, diesen Apostelwegen heute nachzuwandern. (51)⁷
- 10) Schauen wir zurück! (124)
- 11) Paulus erinnert mit diesem Nebeneinander von Milde und Härte, wie ja überhaupt, an Luther; man vergleiche den köstlichen Brief des Reformators an seinen Sohn Hänsichen und seine tödlichen Streitworte gegen das Papsttum. (55)

Ungewöhnlich häufig erscheinen auch kommissive Sprechakte, die der Autor zur Ankündigung eigener Vorhaben im Verlauf der Untersuchung einsetzt. Ebenso wie die oben zitierten direktiven Sprechhandlungen evozieren diese Kommissiva eine Art Gesprächssituation, wenn der Sprecher sein Gegenüber nicht nur regelmäßig zu zumindest imaginierten Handlungen auffordert, sondern es auch am Produktionsprozess der Äußerungen des Autors teilhaben lässt, wie es eher im mündlichen, nächstsprachlichen Diskurs zu erwarten wäre. In (14) bittet er den Leser sogar um eine Formulierungshilfe, indem er ihm zwei mögliche Konnektoren zur Auswahl stellt.

- 12) Ich verzichte hier darauf, [...] im einzelnen darzulegen [...]. (120)
- 13) Nur dies muß ich natürlich klären, [...]. (121)
- 14) es gibt gleichzeitige Papyrusbriefe, die sicher aus den unteren Schichten stammen, von ihren Empfängern sicher verstanden worden sind, und die trotzdem (oder soll ich sagen: deshalb?) für uns unglaublich schwierig zu verstehen sind. (62)

7 Die Seitenangaben in Klammern am Ende der Beispiele (9)–(20) beziehen sich auf Deissmann 1925.

Noch deutlicher bewegt sich Deissmann im Bereich der gesprochenen Sprache, wenn er durch Interpunktion (Ausrufezeichen) expressive Sprechhandlungen wie etwa Leidenschaft, Begeisterung oder Inbrunst evoziert:

- 15) Wie verblasst doch auch MORITZ BUSCHS Bismarckbild gegenüber Bismarcks eigenem Bilde in den gleichzeitigen Briefen an seine Gattin! (21)
- 16) Die Mittelmeerwelt die Welt des Paulus! (28)
- 17) Die Welt des Paulus die Welt des Oelbaums! (32)
- 18) Kraft in Schwachheit! Das ist die paulinische Beschreibung der Polarität, die wir meinen. (49)
- 19) [...] mit fast griechischem Schauder vor der Hybris verbindet sich männliches Kraftgefühl: vor Gott ein Wurm, vor Menschen ein Adler! (53)
- 20) Da wird der antike Paulus lebendig, der Untertan des Kaisers Nero, der Zeitgenosse des Seneca! (60)

Die zitierten Sprechakte sind ambivalent; sie könnten auch als indirekte direkte Sprechakte mit der konversationellen Implikatur: „Erinnern Sie sich daran, dass ...“ oder „Vergessen Sie / wir nicht, dass ...“ gelesen werden. Auffällig ist ferner die fehlende Interpunktion bzw. der Wegfall der Kopula zwischen Nominalphrasen (16, 17, 19). Auch dies scheint eine Form der Imitation gesprochener Sprache zu sein, die ohne interpunktorische Strukturierung auskommt, andererseits aber durch Intonation und Prosodie Sprechintentionen eindeutig gestaltet. Besonders (16) und (17), die jeweils neue inhaltliche Einheiten einleiten, lassen demzufolge einen gewissen interpretatorischen Spielraum, der durch lautes Lesen bzw. mündlichen Vortrag einige Varianten zulässt, die schriftsprachlich folgendermaßen konkretisiert werden könnten:

zu 16) Die Mittelmeerwelt die Welt des Paulus!

- Es ist eben diese Mittelmeerwelt, die die Welt des Paulus ist.
- Die Mittelmeerwelt ist die eigentliche, ureigene Welt des Paulus.
- Wir sollten nicht vergessen, dass die Welt des Paulus die (antike) Mittelmeerwelt ist.

zu 17) Die Welt des Paulus die Welt des Oelbaums!

- Der Oelbaum ist ein entscheidendes Element der Welt des Paulus.
- Die Welt des Paulus ist ganz entscheidend von der wichtigen Funktion des Oelbaums geprägt.
- Es ist heute schwer vorstellbar, wie wichtig für Paulus und seine Zeitgenossen der Oelbaum war.

Die Paraphrasen zeigen, wie die möglichen, von Deissmann intendierten Aussagen in einem heutigen wissenschaftlichen Text ungefähr aussehen könnten und untermauern den Eindruck, dass eine erhöhte Lebendigkeit und Lesbarkeit, damit aber auch inhaltliche Offenheit und Vagheit durch nächsprachliche Elemente bewusst angestrebt werden.

Ein weiteres Stilelement, das sich bei Deissmann beobachten lässt, ist eine sprachliche Nähe zu zeitgenössischen Abenteuer-, Jugend oder auch Trivialromanen im Stil eines Karl May, aber auch in Anlehnung an die um die Jahrhundertwende beliebten sogenannten Professorenromane von Wilhelm Heinrich Riehl, Willibald Alexis, Gustav Freytag, Felix Dahn und anderen. Diese Art der Unterhaltungsliteratur bemüht sich, mehr oder weniger verbürgte historische Ereignisse sowie geographische, fremdkulturelle, allgemein für die damalige Epoche exotische Lebensräume und -formen in volkstümlicher, aufwendiger und möglichst mitreißender Sprache darzustellen, also in einer sprachlichen Form, die einer wissenschaftlichen Schreibweise im Grunde diametral entgegensteht, mittels derer aber wissenschaftliches Grundwissen und neue Erkenntnisse einem möglichst breiten Rezipientenkreis anschaulich und unterhaltsam zugänglich gemacht werden konnten, womit auch ein Beitrag zur allgemeinen Volksbildung geleistet werden sollte. Charakteristisch für den Stil und Inhalt der Professorenromane, aber auch anderer teils fiktiver teils auf eigenen Erfahrungen und Anschauungen beruhender Entdecker-, Reise- oder Abenteuerberichte und Unterhaltungsromane ist der Anspruch, wie es der Literaturwissenschaftler Fritz Martini ausdrückt, „voll von Spannung, Konflikten und Gelehrsamkeit [...] dem historischen Interesse der Zeit entgegen[zukommen], das gutgläubig den Schein für Wahrheit nahm“ (Martini 1972: 426). Der italienische Germanist Ladislao Mittner spricht sogar von einem „ebenso einfachen wie wirkungsvollen literarischen Rezept“, zu dessen Umsetzung man „viel Archäologie nehme und daraus lange und sehr detailreiche Beschreibungen mache, man wähle Liebeswirren und politische Intrigen aus den banalsten Feuilletonromanen des 19. Jahrhunderts aus [...], vermische nichts, weil die Leser sonst nichts schmecken würden, sondern übergieße das Ganze mit der unwiderstehlichen Soße der Sehnsucht nach der ‚ruhmvollen‘ germanischen Vergangenheit, [...] und am Ende kommt ein gut verkäufliches Produkt heraus, das den Ungebildeten, nach Wissen Hungernden sich zu bilden ermöglicht [...]“ (Mittner 1971: 718).⁸ Mittners Polemik und Martinis Differenzierung zwischen lite-

⁸ Eigene Übersetzung [J.G.] aus dem Italienischen; Originaltext: „La ricetta letteraria [...] era quanto mai semplice ed efficace: prendete molta archeologia e fatene lunghe ed assai particolareggiate descrizioni, scegliete gli intrecci amorosi e gli intrighi politici dei più banali romanzi ottocenteschi d'appendice, [...] non mescolate nulla, poiché i lettori altrimenti non potrebbero gustare

rarischem Schein und Wahrheit wären als Kritik an Deissmanns Sprache eine Spur zu scharf, aber auch bei ihm scheint sich der Duktus des popularisierenden ‚Professorenromans‘ insbesondere dann durchzusetzen, wenn er, zum Teil aus eigener Anschauung als akademischer Bildungsreisender, historische oder geographische Themen im Zusammenhang mit Leben und Wirken des Apostels Paulus thematisiert:

Ein unvergeßlich großartiges Landschaftsbild breitet sich da vor uns aus, während vom Hafen her die Barken zum Ausschiffen heranrudern. Der Lichtglanz der anatolischen Morgensonne zittert über den Wellen und gleißt auf den aus dem Wasser hochgehenden Rudern der buntgekleideten türkischen Bootsleute. [...] Am östlichen Ende der Stadt steigen weiße Dampfwolken auf und der Pfiff der Lokomotive kommt über die Wellen zu uns. [...] Als wir im März 1900 [...] durch die prachtvollen Weizendistrikte der Ebene fuhren, der Paulusstadt Tarsus zu, da ahnten wir nicht, daß Millionen von Körnern aus diesen Aehren nicht auf die Tenne kommen sollten: wenige Wochen nachher brach in dieser schwülen cilicischen Ebene ein Fieber aus, [...] der religiöse und nationale Fanatismus aufgestachelter mohammedanischer Mordgesellen, deren Wüten tausende von armenischen Christen zum Opfer fielen. Und während die reißenden Wogen der vom Frühling geschwellten Ströme Cydnus und Sarus die Leiber der Gemordeten zu Hunderten dem Meere zutrug und die cilicische Erde täglich aufs neue das Blut christlicher Märtyrer trank, verdarb draußen auf den Feldern die Frucht auf dem Halm oder wurde zerstampft und verbrannt von der blinden Wut der Verfolger. (Deissmann 1925: 24–26)

Hier ist es der Kontrast zwischen den idyllischen Landschaften der frühen Christengemeinden und deren von Deissmann angeprangerte Verwüstung durch den islamischen Fanatismus des frühen 20. Jahrhunderts, der in heute als schwülstig empfundener Sprache dargestellt wird. Die Lektüre der oben zitierten und zahlreicher vergleichbarer Textstellen verweist auf ein weiteres literarisches Genre, das dem sogenannten ‚Professorenroman‘ nahesteht: Das 19. Jahrhundert ist, insbesondere in der wilhelminischen Epoche, die Blütezeit des literarischen Kitsches, der einige stilistische Merkmale aufweist, die auch in Deissmanns Sprache durchscheinen. So weist Walther Killy darauf hin, dass die vorherrschenden Eigenschaften des literarischen Kitsches u. a. „Kumulation der Effekte“ (Killy 1971: 12), „assoziativer Charakter der Bilder und Vergleiche zur Erweiterung der Variationsbreite der Reize“ seien (Killy 1971: 19) und stellt die Kitscherzählung dem traditionellen Märchen vergleichend gegenüber:

Er [der Kitsch, J.G.] historisiert das Märchen, indem er es vergegenwärtigt. [...] jede übersinnliche, jede eigentlich religiöse Dimension wird abgeschnitten. Die dadurch verlorene Beziehung auf eine tiefere, wiewohl nur geahnte Wahrheit wird ersetzt durch den Versuch einer

nulla, ma versate sull'insieme l'allettante salsa del rimpianto del glorioso passato germanico [...] ed avrete un prodotto di sicuro smercio, che offre agli incolti desiderosi di erudirsi [...]“.

geschichtlichen Bewahrheitung. Die Überzeugungskraft des ursprünglich Märchenhaften, solchermaßen beeinträchtigt, muß durch die Überzeugungskraft einer in Einzelzügen erkennbaren Wirklichkeit ersetzt werden. Die Fülle der Imagination, welche die Märchenbilder auszulösen vermochten, wird durch das Detail ersetzt, das dem Leser, der nicht mehr, wie einst, imaginieren kann, zum Indiz der Wahrheit dient. (Killy 1971: 27)

Nach diesem Muster verfährt Deissmann in seiner mit eigenen Reiseerfahrungen untermalten Darstellung der antiken Stätten Griechenlands und Vorderasiens, indem er ebenfalls visuelle und akustische Effekte anhäuft und aufwühlende Bilder von blutigen Massakern mit Naturbeschreibungen kontrastiert, ähnlich wie es wenig später in Kriegsromanen etwa eines Walter Flex (1917) zu einem zeittypischen Genre perfektioniert wird. Hier geht es, wie Killy betont, um eine Effekthäufung, die einen relativ inhalts- oder handlungsarmen Text dem an Imaginationskraft vermeintlich verarmten Leser schmackhafter machen soll. Der Parallelismus zwischen Märchenerzählung und Bibelrezeption ist augenfällig: Beide haben ihre mythisch-magische, überzeitliche Aura verloren und müssen durch konkreten, detailversessenen und emotionsgeladenen Wortreichtum vorstellbar gemacht werden. Damit steht Deissmann offenbar auch in der Tradition der in erster Linie durch David Friedrich Strauss ins Leben gerufenen und im 19. Jahrhundert zentralen Leben-Jesu-Forschung, die eine konkrete historische Erforschung der historischen Persönlichkeiten des Urchristentums anstrebt (*Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet*, 1835; *Das Leben Jesu für das deutsche Volk bearbeitet*, 1864).

Vergleichbare Beobachtungen lassen sich an einem weiteren Hauptwerk Deissmanns anstellen: *Licht vom Osten. Das Neue Testament und die neuentdeckten Texte der hellenistisch-römischen Welt*. Hier kündigt bereits der etwas reißerische Titel das (auch sprachliche) Programm des Werkes an; den Titel selbst kommentiert Deissmann im Vorwort folgendermaßen, wobei er versucht, dessen „Absonderlichkeit“ als Titel einer wissenschaftlichen Monographie zu rechtfertigen:

Das Buch hat einen absonderlichen Titel. Aber ehe Ihr den Titel scheltet, schaut selbst einmal die Sonne des Ostens! Nehmt auf der Burghöhe von Pergamon das wundersame Licht wahr, das den Marmor hellenistischer Tempel in der Mittagsstunde umspielt, – schaut auf dem Hagios Elias von Thera mit feiernder Seele das goldige Geflimmer desselbigen Lichtes über den unendlichen Weiten des Mittelmeers und ahnt dann im Vino santo der gastlichen Mönche die Gluten der gleichen Sonne, – prüft, über welche Töne dieses Licht auch innerhalb steinerner Mauern gebietet, wenn in Ephesos durch das zerfallene Dach einer Moschee ein Stück tiefblauen Himmels auf eine antike mit einem Feigenbaum vermählte Säule herableuchtet, – ja laßt nur einen einzigen Strahl der östlichen Sonne durch einen Türritz in das Dunkel einer armen Panhagia-Kapelle einfallen: ein Dämmern hebt an, ein Flimmern und Weben; der eine Strahl scheint sich aus sich selbst heraus zu verdoppeln, zu verzehnfachen; es tagt, Ihr versteht die fromme Meinung der

Wandfresken und Schriftzeilen und Ihr vergeßt die traurige Ärmlichkeit, die dieses Heiligtum erbaut hat. Nehmt dann diesen Strahl mit, als Euer Eigentum, über die Alpen in Eure Arbeitsstätte: wenn ihr antike Texte zu entziffern habt, der Strahl wird Stein und Scherbe zum Reden bringen; wenn ihr Bildwerke der Mittelmeerwelt zu betrachten habt, der Strahl wird alles beleben, Menschen, Rosse und Giganten; und wenn Ihr gar gewürdigt seid, die heiligen Schriften zu studieren, der Strahl wird Euch die Apostel und Evangelisten auferwecken, wird Euch leuchtender noch denn zuvor die hehre Erlösergestalt aus dem Osten zeigen, zu deren Verehrung und Nachfolge die Gemeinde verbunden ist. Und wenn Ihr dann vom Osten redet, *müßt* Ihr, Ihr könnt nicht anders, vom *Lichte* des Ostens reden, beglückt durch seine Wunder, dankbar für seine Gaben! (Deissmann 1908: V)

In der zitierten Textstelle sind exemplarisch zahlreiche Elemente des plakativen Stils G. A. Deissmanns komprimiert: die direkte Ansprache des Adressaten im Plural im Ton eines Geschichten- oder Märchenerzählers à la Wilhelm Hauff; ein schwärmerischer, neoromantischer Exotismus; die erzählerische Anschaulichkeit von Reiseberichten, die die Leser sich in fremde Umgebungen hineinphantasieren lassen, indem sie etwa bei „gastlichen Mönchen“ einen „Vino santo“ angeboten bekommen; der elegische Ton romantischen Fernwehs; die Kontrastierung des idyllischen Ostens mit dem düsteren Norden oder Westen; der Verkündigungston des Erweckten und schließlich das Evozieren abenteuerlicher Exkursionen in fremde Kulturen und vergangene Zeiten im Stil historischer Abenteuerromane. Deissmann bereitet mit dieser enthusiasmierenden Vorrede den wissenschaftlichen Leser, aber auch den interessierten Laien auf die Lektüre der Studie vor, um neben aller philologischen und historischen Akribie die über das Fachsprachliche weit hinausgehenden Deviationen seines Textes zu rechtfertigen. Mit der Einstimmung von nicht nur auf das Fach spezialisierten Rezipienten auf aufwühlende und ergreifende Aspekte seiner Forschungsarbeit bemüht er sich darum, ein breiteres Publikum anzusprechen. So ist im Weiteren von „Bauern und Handwerkern, Soldaten und Sklaven und Müttern“ die Rede, die durch die neuentdeckten nichtliterarischen Schriften „zu uns von ihren Sorgen und Arbeiten reden“; dadurch, so Deissmann, zögen „die Unbekannten und Vergessenen, denen auf den Blättern der Annalen kein Herbergsraum gegönnt war [,][...] in die hohen Räume unserer Museen“ ein (Deissmann 1908: 5). Der Geschichtsschreibung werde durch diese Texte „eine kräftige Welle frischen warmen Blutes“ zugeführt (Deissmann 1908: 19). An anderer Stelle begründet Deissmann die Tatsache, dass es keine Dokumente zum Leben Jesu in aramäischer Sprache, sondern nur in der damaligen griechischen Weltsprache gibt, mit einem Bild aus dem Gegenwartsleben: Die aramäische Sprache habe dasselbe Schicksal ereilt wie die Schulhefte der Wissenschaftler, da, wer „mit einem Koffer voll lateinischer und griechischer Kolleghefte von der Hochschule“ komme, seine „zerlesenen, abgerissenen Blätter, auf denen er einst zuerst das ABC studierte“, kaum noch wiederfinden

werde (Deissmann 1908: 37). Zu seiner hermeneutischen Methode bei der Interpretation von überlieferten Briefen fragt sich Deissmann scheinbar selbstkritisch: „Habe ich zu viel zwischen den Zeilen gelesen?“, antwortet dann aber unmittelbar und entschieden: „Ich glaube nicht. Bei Briefen will das zwischen den Zeilen Stehende mitgelesen sein“ (Deissmann 1908: 120). Auch hier zeigt sich, dass das Wissenschaftliche inhaltlich und sprachlich immer wieder hinter das Veranschaulichende, leicht Nachvollziehbare und literarisch Packende zurückzutreten hat. Insgesamt wird deutlich, dass hier mit unterschiedlichsten sprachlich-stilistischen Mitteln, auch durch Anlehnung an literarische Stilmittel der Epoche, eine möglichst plastische Sprache im Dienst einer anschaulich-erbaulichen und gleichzeitig leicht fassbaren Lehre verwendet wird, in der die Fachsprache in erster Linie dem Zweck einer generellen, weitgreifenden Zugänglichmachung wissenschaftlicher Erkenntnis dient.

Der Marburger Systematiker Wilhelm Herrmann stellt schließlich gewissermaßen einen Übergang zwischen traditionellem Kulturprotestantismus und mit dem Ersten Weltkrieg einsetzendem Aufbruch und Neubeginn in der theologischen Fachdiskussion dar, insofern er, aus der Universitätstheologie des 19. Jahrhunderts hervorgegangen und dieser verpflichtet, insbesondere Rudolf Bultmann und Karl Barth zu seinen Schülern zählte, die zu den Hauptvertretern der theologischen Wende in den 20er Jahren gehörten. Zu Hermanns fachsprachlichem Ansatz sei zunächst eine Art Motto zitiert, das er im Aufsatz *Die Wahrheit des Glaubens* von 1888 (1966 [1988]) formuliert und das seinen Anspruch an die Wissenschaftlichkeit der Theologie und indirekt auch an die theologische Wissenschaftssprache bezeichnet:

Aber darauf kommt es gerade an, dem Suchenden klarzumachen, daß zwar er selbst schwach ist, aber nicht der Glaube; daß dieselbe Tatsache, die ihn ängstigt, daß nämlich die Wissenschaft nicht helfen kann, für den Glauben das Siegel seiner Wahrheit ist. [...] auf jeden Fall ist es ein Glaube, der gerade deshalb die Welt überwinden kann, weil er nicht aus der Weisheit dieser Welt seine Kraft zieht, sondern aus Gottes Offenbarung. Es stimmt also die Art, wie der Glaube selbst sich betätigt, durchaus mit der Tatsache überein, daß aus der wissenschaftlichen Erkenntnis des in der Welt Wirklichen das Recht des Glaubens nicht erwiesen werden kann. (Herrmann 1966 [1888]: 145–146)

Hier wird eine Trennung zwischen Glauben einerseits und wissenschaftlicher, auf Religion bezogener Rede, und damit fachlich ausgerichteter Sprache andererseits explizit propagiert, womit eine eindeutige Unterscheidung zwischen wissenschaftlicher Instruktion und erbaulicher Predigt gefordert wird. In der Tat verliert sich bei Herrmann der didaktisch-persuasive Duktus eines Harnack wie auch der effektiv-ergriffene Ton eines Deissmann, und es dominiert eine nüchterne, syntaktisch oft komplexe, auf logische Verknüpfungen aufbauende und äußerlich wissenschaftlicher Exaktheit verpflichtete Sprache. Interessant

ist im folgenden Zitat die Diskrepanz zwischen logischer Sprache und einer gleichzeitigen Klarstellung der Unmöglichkeit, den Glauben wissenschaftlich zu erforschen:

Der christliche Glaube bringt [...] unentbehrliche Lebenskraft in die Geschichte der Menschheit. Wer daher an der aufstrebenden Gesittung mit dem frohen Bewußtsein wirklich lebendiger Menschen teilnimmt, daß das der Weg der Wahrheit sei, wird die Wahrheit unsres Glaubens darin erfassen, daß seine Gedanken uns die innere Sammlung und Festigkeit verleihen, in welcher wir über das bloß natürliche Leben hinaus und zu wahrhaft menschlichem Wesen kommen. Die Sehnsucht nach einer solchen Herrschaft Gottes in den Gemütern, welche uns zu Menschen Gottes und damit zu wahrhaft lebenskräftigen Menschen macht, waltet überall in der Geschichte und bietet eine bessere Anknüpfung für den christlichen Glauben als die in der Studierstube ersonnene vermitteltst vermeintlicher Ergebnisse der Wissenschaft. (Herrmann 1966 [1888]: 147–148)

Die syntaktisch-semantiche Struktur des Abschnittes lässt sich folgendermaßen darstellen: Am Beginn steht eine affirmative Gleichsetzung und Verknüpfung von „Glauben“ und „Lebenskraft in der Geschichte“. Daraus wird geschlussfolgert, dass derjenige, der im Bewusstsein lebt, dass in der Formel „Glaube = Lebenskraft“ die Wahrheit liege, aus dieser Wahrheit wiederum die „innere Sammlung“ bzw. „Festigkeit“ schöpfen werde, durch die er über das kreatürliche Leben zum menschlichen Wesen gelange. Dadurch entstehe eine Sehnsucht, sich Gott zu fügen, um eben diese Lebenskraft erlangen zu können, und diese Sehnsucht walte wiederum in der Geschichte, wodurch sie einen besseren Weg zum Glauben als „vermeintliche Ergebnisse der Wissenschaft“ biete. Der Autor erstellt ein komplexes System von transphrastischen und logischen Zusammenhängen, die eine Kette von logischen Schlussfolgerungen simulieren und damit der Fachsprache exakter Wissenschaften nachempfunden sind. Bei genauer Prüfung des Aussagegehaltes stellt sich jedoch heraus, dass auf das an den Anfang gestellte Axiom vom Zusammenhang zwischen christlichem Glauben und der historischen Vitalität der Menschheit, das als Ausgangspunkt in der Theologie als Wissenschaft vom Glauben gewiss legitim ist, eine Art Zirkelschluss folgt, demzufolge eine Art logische Kausalkette vom *Glauben* über mehrere Stationen zum Zustand der *Humanität* führe. Daraus entsteht die *Sehnsucht* nach dem *Glauben*, die „eine bessere Anknüpfung“ an den *Glauben* biete als die durch *Wissenschaft* entstandene *Sehnsucht* nach *Glauben*. Es ist offensichtlich, dass hier eine Kreisbewegung vollzogen wird, die letztlich nichts anderes aussagt, als dass der *Glauben* die beste Voraussetzung für den *Glauben* sei und der *Glauben* in jedem Fall eine bessere Voraussetzung für den *Glauben* sei als wissenschaftliche Forschung. Über einen komplizierten syntaktischen und scheinlogischen Umweg mittels einer tautologischen Aussage wird damit die der Theologie zugrunde liegende Notwendigkeit der Existenz eines Glaubens seltsamerweise ganz explizit durch

eine wissenschaftskritische Aussage untermauert: Wenn „vermeintliche Ergebnisse der Wissenschaft“ angeprangert werden, bringt dies die Legitimität der theologischen Wissenschaft selbst konsequenterweise ins Wanken. Ein weiteres Beispiel für ein derartiges Vorgehen findet sich in folgendem Zitat:

Wenn nun [...] der Glaube an den lebendigen Gott in uns entsteht, daß Gott uns durch Christus berührt und seiner gewiß macht, so wird natürlich der Gläubige selbst die Wahrheit dessen, was er glaubt, vor allem darin finden, daß er es *als etwas erkennt, was Christus ihm erschlossen und gegeben hat*. (Herrmann 1966 [1888]: 147)

Auch in dieser verzweigten hypotaktischen Konstruktion erschwert die Verschachtelung der Teilsätze das Verständnis des im Grunde einfachen Gedankenganges: Wenn der Glaube an Gott durch die Begegnung mit Christus entsteht, sucht der Mensch die Wahrheit in den Aussagen Christi. Die zwei hier zitierten Textstellen illustrieren die bei Herrmann vorherrschende sprachliche Strategie, einfache Aussagen der Glaubenslehre oder der Verkündigung syntaktisch und lexikalisch zu verklausulieren und ihnen damit eine fachsprachliche Form zu verleihen. Diese Tendenz, die bei Herrmann zunächst einer formalen Verwissenschaftlichung subjektiver oder genereller Aussagen mit sprachlichen Mitteln dient, wird einige Jahrzehnte später in der völkischen, nationalsozialistischen Theologie angewandt werden, um politisch-ideologische Inhalte im theologischen Diskurs sprachlich einzubetten und damit scheinbar wissenschaftlich salonfähig zu machen.

3.3 Fazit

Anhand der Schriften der für die wilhelminische Kaiserzeit repräsentativen Theologen der Epoche des sogenannten „Kulturprotestantismus“ lassen sich folgende Haupttendenzen der protestantisch-theologischen Fachsprache der Zeit aufzeigen.

Hauptanliegen dieser Fachsprache ist es, auch von fachfremden Lesern verstanden zu werden. Die Sprache steht zweifellos im Dienst der universitären Theologenausbildung und der Darstellung von Forschungsergebnissen; ebenso ist sie aber offensichtlich ein Mittel der theologisch-historisch-exegetischen Aufklärung einer christlichen Bürgergesellschaft, der in Grundzügen bereits vertraute Glaubens- und Wissensinhalte gründlich erklärt und plausibel gemacht werden sollen. Sie ist keine Sprache des Zweifels oder des Suchens, sondern eine Sprache der Selbstvergewisserung über die Gültigkeit und Sinnhaftigkeit von in Wissenschaft und Lehre wie auch in religiösem Brauchtum verwurzelten Traditionen. Insofern ist sie eine Sprache, die das Bestehende beschreibt und bewahrt und es so nachvollziehbar und so vernünftig wie möglich zu lehren bestrebt ist,

wobei auch sprachliche Mittel der Oralität zur Anwendung kommen. Dies gilt sicherlich für Adolf von Harnack und seine Schule, ebenso für Gustav Adolf Deissmanns neutestamentliche Theologie, nur indirekt für die Sprache von Wilhelm Herrmanns systematischer Theologie. Deissmann bedient sich mit dem Ziel der Popularisierung und Veranschaulichung von Forschungsergebnissen zur neutestamentlichen Geschichte und Paulusforschung zusätzlich stilistischer Anleihen aus der zeitgenössischen Unterhaltungsliteratur, während Herrmann zwar einerseits in seiner Dogmatik und Systematik als der eigentlichen theoretischen Erfassung der Glaubenslehre eine traditions- und bestandsbewahrende Theologie verfißt und somit in seinen Aussagen unspektakulär den zeitgemäßen Verkündungsdoktrinen verhaftet bleibt, diese aber andererseits in einer gewollt wissenschaftsrhetorische Fachsprache verklausuliert. In dieser Hinsicht erweist sich Herrmanns Fachstil als Übergangserscheinung zwischen der populärkonservativen Fachdidaktik der ausklingenden wilhelminischen Epoche und dem Beginn einer Wende zu einer fortschreitenden Verwissenschaftlichung der Fachdiskurse auf dem Weg zu einer den exakten Wissenschaften nachempfundenen Fachsprache.

Hermann Fischer weist darauf hin, dass der Bruch zwischen der alten und neuen Theologie nach Ende des Ersten Weltkrieges aufgrund des Todes der Mehrzahl der renommiertesten Vorkriegstheologen Anfang der zwanziger Jahre nicht in direkter Auseinandersetzung ausgetragen werden konnte, sondern gewissermaßen in posthumer indirekter Positionsbeziehung im Rahmen wissenschaftlicher Publikationen (Fischer 2002: 10). Lediglich ein offener Konflikt zwischen Barth und Harnack, der bis 1930 lebte, dokumentiert eine unmittelbare Konfrontation der alten mit der neuen Theologie. Harnacks *Fünfzehn Fragen an die Verächter der wissenschaftlichen Theologie unter den Theologen*, die er in der Fachzeitschrift *Christliche Welt* veröffentlicht und in denen er Barths Theologie scharf angreift (1923), verdeutlichen Harnacks und Barths konträre Auffassungen von den Funktionen der theologischen Fachsprache (s. dazu Kap. 4.1.). Diese nimmt mit dem Auftreten Karl Barths und seiner Anhänger in der theologischen Fachdiskussion eine neue Gestalt an und erhält damit neue Funktionen und Impulse.